

kung bleiben, wenn nicht mit ihnen die aktive Bildung der verschiedenen an ihnen beteiligten Leute und mehr noch der verschiedenen Publikumsgruppen einherging. Die Weckung einer aktiven und kritischen Haltung müßte, angefangen bei den Kindern durch Familie, Schule und Jugendorganisationen, in den Pressekomitees, Filmklubs und Fernsehklubs durchgeführt werden, deren Aufgaben und Rahmen besondere Organisationen und kulturelle Zentren verlangen.

So wird sich allmählich eine bewußte und handlungsfähige öffentliche Meinung bilden, die sich günstig auf die Aufstellung der Programme, die Herstellung oder Verteilung auswirken wird, so daß die technischen Verbreitungsmittel gleichzeitig der Entfaltung der Persönlichkeit und der Einheit der Menschen dienen können.

Für die Christen in ihren verschiedenen Verhältnissen liegt hier ein neues Betätigungsfeld und auch ein mächtiges Apostolatswerkzeug vor.

Darf der Glaube verteidigt werden?

Aus Anlaß des tausendjährigen Jubiläums der Schlacht auf dem Lechfeld, deren Höhepunkt die Feier der St.-Ulrichs-Festwoche in Augsburg darstellte (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 520), veranstaltete das Kulturreferat der Stadt Augsburg in diesem Sommer eine Vortragsreihe, der die Aufgabe gestellt war, das Geschehen von damals für unsere Zeit fruchtbar zu machen. Es handelte sich um vier Vorträge, die jeweils eine besondere Perspektive der Lechfeldschlacht herausgriffen. So sprach Benno Reifenberg über den Menschen zwischen Seßhaftigkeit und Aufbruch, Reinhold Schneider über den Vollzug der Nachfolge Christi durch den russischen Christen, Walter Dirks über „Der Christ und der Heide“ und Friedrich Heer als Historiker über „Deutsche und europäische Perspektiven der Lechfeldschlacht“. (Die vier Vorträge sind jetzt in einem Bändchen „1000 Jahre Abendland“ im Verlag Die Brigg, Augsburg/Basel, erschienen.) Eine Antwort auf diese Vorträge stellen die Ausführungen von Otto Mauer vom 10. Juli dar (vgl. Herder-Korrespondenz 9. Jhg., S. 524). Mauer's Vortrag erschließt sich in seiner vollen Bedeutung erst auf dem Hintergrunde der von Heer und Dirks vortragenen Thesen. Diese drei Vorträge bilden eine Gesprächseinheit.

Bereits aus den Themen der Reden läßt sich erkennen, was für unsere Zeit aus diesem historischen Datum abgelesen werden kann. Der Ausgangspunkt der Betrachtungen ist die Lechfeldschlacht selbst, die Tatsache, daß abendländische Christen Heiden des Ostens mit dem Schwerte begegnen, um sich zu verteidigen. Aus dieser Tatsache werden die Fragestellungen für unsere Zeit entwickelt: Wie hat sich der Christ gegenüber dem Heiden zu verhalten, gegenüber den einzelnen modernen Ungläubigen, gegenüber den atheistischen Ideologien, gegenüber dem militanten Bolschewismus? Wie verhalten sich Glaube, Kirche und abendländische Zivilisation zueinander? Ist der Glaube in irgendeiner Weise mit der Kultur verbunden? Kann und darf der Glaube wie ein irdisches Gut mit der Waffe verteidigt werden? — Die Antworten auf diese Fragen sind sehr unterschiedlich ausgefallen, ja sie scheinen sich z. T. unaufhebbar zu widersprechen.

„Der Mensch unter der Windrose“

Die Vorstufe — in weitestem Sinne — zu diesem Gespräch

bilden die Ausführungen von Reifenberg. Reifenberg schildert den modernen Menschen als stellvertretend für den Menschen schlechthin mit seinem Drang nach Aufbruch aus Überdruß, Sehnsucht und Not und seinem Verlangen nach Seßhaftigkeit, das bei den Deutschen von heute selten gebrochen sei, weil die „Heimat“ so sehr mißbraucht wurde. Reifenberg fragt, ob uns die Himmelsrichtungen, d. h. die Natur, als ein Zeichen für etwas hinter ihr stehendes Größeres, noch etwas bedeuten können. Er fordert, „in uns hinabzulauschen, welcher Regung wir fähig sind“. Unterhalb der vier Himmelsrichtungen liege gleichnishaft eine fünfte. „Dort findet sich als tiefste Heimat die Treue des Menschen zu sich selbst, zu dem ihm eingeborenen Wesen.“ Und der Protestant Reifenberg gibt den Rat: „Wer dieser Richtung gewiß bleibt, der darf sich ungescheut unter die wechselnde Windrose stellen und der Freiheit teilhaftig sein, dort, wo der Wind weht, von wannen er will.“

Der Osten als Aufgabe des abendländischen Christen

Den zweiten Schritt auf das zentrale Thema hin vollzieht Reinhold Schneider. Er versucht, Wert und Kraft des östlichen Christentums zu vergegenwärtigen, „von unserer Zeit her“. „Wir leben nicht allein in der fast untragbaren Spannung des Augenblicks; was sie doch erträglich macht, ist der große Zusammenhang, das Bewußtsein fortwirkender Vergangenheit, ihrer Gegenwart in uns.“ Daß die religiöse Geschichte Rußlands erst sehr spät bei uns bekannt geworden ist, zu einem Zeitpunkt, da sie scheinbar an ihrem Ende steht, ist ein unaufholbarer Verlust. „Ich sage nicht, daß es (Rußlands religiöses Vermächtnis) unterging . . ., ob es noch da ist oder nicht; oder ob es wiederkehrt und in welcher Gestalt.“ Rußlands Gesicht ist undurchdringlich geworden, „es antwortet nicht auf Fragen, die wir stellen“. Schneider zitiert ein Wort von Erzbischof Scheptychij: „Der Osten unterscheidet sich vom Westen selbst in den Fragen, in denen sie sich überhaupt nicht voneinander unterscheiden.“ Und er fügt hinzu: „Das ist die paradoxe und, wie wir fürchten müssen, geschichtsträchtige Wahrheit, die Sprache fehlt, die Wort und Vorstellung aus der einen Sphäre in die andere überträgt.“ Schneider schildert einige Gestalten, die das religiöse Phänomen Rußland vergegenwärtigen: die Straße nach Byzanz, der Berg Athos. Er nennt den Mönch Feodosij (11. Jh.), den hl. Sergej (14. Jh.) und Alexander von Nowgorod als Heilige, die die Nachfolge Christi in der christlich-russischen Welt folgerichtig vollziehen. Bei aller Leidensfähigkeit und -bereitschaft ist die orthodoxe Kirche nicht ohne Zeugen des Gewissens geblieben, die den Anspruch auf unbedingte Freiheit erhoben. Als Kronzeugen nennt Schneider hierfür den Protopopen Awwakum, der sich gegen die westlerischen Reformen Nikons erhob. „Die Heiligen sind Vorhut. Und wenn sie erlahmen oder entschwinden, ist ein Land, ist ein Volk oder die Welt den Engeln Satans ausgeliefert. Nur die Beter und Büsser können die Dämonen spüren und abschlagen, ehe sie in die Geschichte eingedrungen sind.“

Das religiöse Vermächtnis Rußlands für unsere Epoche liest Schneider aus der Christusvision Dostojewskis und dessen Prophetien ab. Christus ist der Allmensch, in dem die Menschheit sich erneuert, in dem sie auferstehen wird. Diese Vision ist ins Russische gewandt: Christus, der Allmensch, ist der russische Gott. „Denn der Russe ist auf Vereinigung geschaffen . . . in ihm verschmelzen alle Traditionen, alle Gestalten der Menschen, alle Antlitze der

Völker und ihre Sprache zu der einen Welt umfassenden, Christus nachgebildeten Gestalt. Nur in Rußland war Christus ganz frei, abgesondert vom Staat; hier blieb er rein. Hier ist der Ursprung seiner sich der Welt bemächtigenden Parusie. Die Welt, wenn sie erlöst werden soll, muß russisch werden: das heißt, nach Dostojewski, radikal christlich.“ „Wir wissen“, fährt Schneider fort, „Propheetien und Philosophien schlagen um wie das Wetter; wenn das Klima der Welt sich verändert, wird religiöse Glut zum Treibstoff der Macht. Dostojewski war der Überzeugung, daß auch der Atheismus Glaube sei, weil eben der Russe glauben müsse“, daß sich das russische Volk von untenher retten werde, wenn es jemals an den Rand des Verderbens gelangen sollte. Er hat allem Anschein nach mit seiner Prophetie unrecht gehabt angesichts der gigantischen, rein innerweltlichen Anstrengungen des heute bolschewistischen Rußland. Aber ganz sicher ist sich Schneider darüber nicht. „Niemand kann beweisen, daß das Kreuz im Osten wirklich gefallen ist. Der Vollzug der Liturgie in einigen wenigen Kirchen bedeutet in diesem Geschichtsraum unsagbar viel . . . Alles ist offen. Könnte es nicht sein, daß dieses rätselvolle Antlitz Rußlands uns zu einem Christentum herausfordern soll, wie wir es noch nicht gelebt haben: ein Christentum um seiner selbst willen, Anwesenheit des Feuers, ein unpragmatisches Christentum? Wir sind an der Stelle, wo der Christ nur noch überzeugt, wenn er das Heil seines Feindes will.“

Schneider sieht den „Einzelnen“. Den Bolschewismus als Ideologie samt seinem Machtapparat will er in seinem Vortrag nicht vor Augen stellen. Er identifiziert nicht das System mit seinen Trägern, den einzelnen Menschen. Weil er, ob Freund oder Feind, in jedem Falle unser Nächster ist, ruft Schneider den westlichen Christen zur Liebe und zum Verständnis für den Bruder im Osten auf.

Der Weltdienst des Christen

Dieser „Einsatz“ für den Einzelnen ist auch kennzeichnend für das Referat von Walter Dirks. Dirks behandelt das Verhältnis zwischen Christen und Heiden. Er kennzeichnet den Christen als einen, der an Christus glaubt und deshalb zu seiner Kirche gehört, „zur unsichtbaren und zur sichtbaren“. Unter „Heiden“ versteht er ein Mehrfaches: einmal die Heiden im frühchristlichen Sinne, dann, sehr summarisch, wie er selbst sagt, die Heidenvölker, die farbigen nichtchristlichen Völker und schließlich die nachchristlichen Heiden, die als Agnostiker, Atheisten mit den Christen zusammenleben. Als „äußere Macht neben den christlichen Völkern“ steht heute der Bolschewismus. Das Kennzeichen aller dieser Heiden ist ihr einheitliches Bewußtsein entweder von ihren Glaubensüberzeugungen oder, sehr viel häufiger, von der Geschlossenheit ihrer Kultur. Der Christ hingegen kennt nach Dirks *diese* Einheit des Glaubens, des politischen und zivilisatorischen Bewußtseins nicht. Er kann es gar nicht akzeptieren, denn „Christus hat uns aus dieser Einheit herausgerissen“. Er hat die Bereiche geschieden, „teils sogar gegeneinander aufgerufen“. Das heißt nun nicht, daß das Christentum der Feind der Welt, die Krisis der Kultur sei. Nur ist das Engagement des Christen an die Welt gänzlich anderer Natur als bei den Heiden. Es verweist ihn an den Nächsten. „Die eigentliche soziale Kategorie für den Christen ist der Nächste, der unser hier und jetzt bedarf.“

An dieser Konzeption christlichen Weltendienstes mißt Dirks die Wirklichkeit der Lechfeldschlacht. „Die Christen und

die Heiden schlagen einander die Köpfe ein . . . Und es sind die Christen, die am besten schlagen können.“ Darüber sind wir „ohne Zweifel leicht verwirrt“. „Wir sind zur Zeit sehr intensiv und sehr besorgt damit beschäftigt, zu verhindern, daß sich dieses Schauspiel wiederholt; weder die farbigen noch die bolschewistischen Völker möchten wir, die Michaelsfahne in der Hand, aufs Haupt schlagen, und auch mit den Ungläubigen unter uns selbst möchten wir im Zeichen der Toleranz im Frieden leben, ja im Zeichen der Solidarität sogar kräftig zusammenarbeiten.“

Aber ungeachtet dieser Überzeugung stellt Dirks bezüglich der Lechfeldschlacht fest: Obwohl es die Christen waren, die die Heiden aufs Haupt schlugen, war das ihr gutes Recht, ja ihre Pflicht, ihr Leben und ihre Ordnung gegen die Angreifer zu verteidigen und zu sichern. „Wir können in unserem tapferen Vorfahr, der auf dem Lechfeld stritt, den profanen Politiker und den Christen nicht trennen; selbst wenn der eine oder andere radikale Christ sich dagegen sträuben sollte, das Recht der Selbsterhaltung zu seiner Pflicht zu erheben, die das Recht gibt, den Feind zu töten: hier ging es zugleich um eindeutige Pflichten gegen den Nächsten, um eine verpflichtende menschliche Solidarität und um Liebesdienste: so durfte der Christ ohne Spaltung seines Wesens ja zu diesem Kampfe sagen.“

Verteidigung des Abendlandes — Verteidigung des Christentums?

„Auf dem Lechfeld ist das christliche Abendland gerettet worden, so sagt man, und man sagt es, in einer ersten Schicht der Wahrheit, mit Recht.“ Denn es war das nackte Leben und dazu die christliche Lebensform, die da gerettet wurden. „Aber was da mit dem Schwerte in der Hand verteidigt wurde, verteidigt werden durfte, war nicht eigentlich der Glaube selbst.“ Kostbare Dinge wurden verteidigt. Aber das Schwert hat das Abendland verteidigt, „nicht das Christentum“. Und diese Verteidigung des Abendlandes war eine Christenpflicht. Hier nun, meint Dirks, liegt die Versuchung, „die christliche Verteidigung des abendländischen Lebens umzudeuten in die Verteidigung des christlichen Glaubens.“ Und er fragt: „Ist es Haarspalterei, so zu unterscheiden? — Mir scheint es die wichtigste Unterscheidung zu sein, die hier gemacht werden muß.“

Was nun das 10. Jahrhundert ohne Arg tat, den Glauben unter das Schwert zu stellen — Dirks begründet das mit dem „überschwenglichen Versuch des Mittelalters, die beiden Reiche, Kirche und Staat, in einer zwiepoligen Einheit zu verzahnen“, dürfe heute nicht mehr nachvollzogen werden. Für uns habe zu gelten: „Das Recht und die Pflicht dieser oder jeder anderen Verteidigung des Abendlandes muß geschieden werden von der völlig andersartigen Pflicht der Verteidigung des christlichen Glaubens und der christlichen Kirche.“

Wie soll sich der Christ zum Heiden verhalten?

Wenn die Lechfeldschlacht für unser Verhalten nicht ohne weiteres paradigmatisch sein kann, wie sollen wir Christen uns dann gegenüber den Heiden verhalten, fragt Dirks. Bei der Beantwortung dieser Frage klammert er zunächst die atheistisch militanten Heiden aus. Er sagt: Das ist ein fast alltägliches Problem. Man verhält sich von Mensch zu Mensch im Geiste der Solidarität und der Toleranz. Christen und Heiden sind heute ganz aufeinander

angewiesen. „Das gilt für die innere Struktur der Gesellschaft, ihre Wirtschaft und Arbeit, ihre Wissenschaft und Kunst... für die Gemeinschaft der Völker, für die Eine unteilbare Welt.“

Was einen möglichen Angriff des Bolschewismus auf die westlich-abendländische Welt anbelangt, steht Dirks zum unbedingten Verteidigungsrecht, auch im Zeichen der atomaren Rüstung. Aber militärisch zu verteidigen seien lediglich „Haus und Hof, Weib und Kind, und unser Versuch, die Schwierigkeiten und Aufgaben der Gesellschaft auf unsere eigene Weise zu bewältigen“. „Das Christentum aber, unser christlicher Glaube und unsere christliche Kirche verteidigen sich weder mit dem Schwert noch mit dem Maschinengewehr noch mit der Atombombe. Wir müssen diesen Unterschied kennen.“ Wenn ein Christ von den Kommunisten verfolgt oder erschlagen wird, ist ein entrüsteter Protest unser Recht und unsere Pflicht. „Wir dürfen aber nicht vergessen, daß derselbe Mensch als um Christi willen gefolterter und erschlagener Bekenner zugleich auf eine andere Antwort aus unserem Munde rechnen kann: auf den Lobpreis und das dunkle Jubellied der Kirche, die Gott für den Sieg seines Zeugen dankt.“

Die Zerstörung der „Lechfeld-Legende“

Dirks' Vortrag steht, wie dieses kurze Resümee erkennen läßt, unter der Sorge, man könne heute — im Zeitalter der großen ideologischen Auseinandersetzung zwischen Ost und West, die nach wie vor in eine militärische umschlagen kann — das historische Ereignis der Lechfeldschlacht verfälschen. Dirks rückt aus dieser Sorge der „Lechfeld-Legende“ zu Leibe. „Die enthusiastische oder ‚bequeme‘ Verklärung solcher monumentaler Ereignisse ist uns ebensowenig erlaubt wie das positivistische Verhalten...“ Wir sind zu kritischer Auseinandersetzung verpflichtet. „Unterließen wir die kritische Auseinandersetzung, so bestünde die Gefahr, daß diese Schlacht oder ihr Bild als fixes Modell in unseren Vorstellungen wirksam bleibt, als ein Modell für die Regelung der Beziehungen zwischen Christen und Heiden, als ein heute anwendbares Modell.“

Einen Schritt weiter noch als Dirks, für den die Schlacht von 955 eine echte Auseinandersetzung zwischen Heiden und Christen darstellt, geht Friedrich Heer. Heer bietet eine Fülle von historischen Belegen an — deren Wert zu prüfen dem Fachhistoriker überlassen bleiben muß —, um zu beweisen:

1. Die Lechfeldschlacht war nicht die weltgeschichtlich bedeutsame Entscheidungsschlacht zwischen Abendländern und Barbaren, zwischen Christen und Heiden, sondern eine binneneuropäische Auseinandersetzung. Es stand bei ihr weder der christliche Glaube noch die europäische Kultur auf dem Spiele.

2. Die im 10. Jahrhundert offenwerdende Brüchigkeit Europas und Deutschlands hat fruchtbare Spannungen im weiteren Verlauf der Geschichte zur Folge.

3. Der Gegner von damals und heute ist uns als Partner gegeben, mit dem „um neue Formen der notwendigen inneren und äußeren Auseinandersetzung zu ringen ist“.

4. Die ungarische und polnische Kirche sind legitimiert durch das Blut der Märtyrer.

Auf Grund dieser Erkenntnisse glaubt Heer folgern zu müssen: Heute müssen alle Schlachten im Innenraum der Völker, in der Person, geschlagen werden.

Heers Ausführungen sind ganz auf die Zerstörung jener von Dirks schon aufgegriffenen „Lechfeld-Legende“ gerichtet. Was Dirks nur kurz andeutet: wie in dem zunächst höchst komplexen Geflecht der Motive, die den Christen „zur Verteidigung des Glaubens“ zum Schwert greifen ließen, im weiteren Verlauf der Geschichte sich allzu häufig negative Beweggründe in den Vordergrund schoben: Expansionsdrang, Herrschaftswillen, Verlangen nach Reichtum — Dirks läßt diese Entwicklung auslaufen im Kolonialismus und Imperialismus der weißen Völker der vergangenen drei Jahrhunderte — das führt Heer am Beispiel der mittelalterlichen Ostkolonisation breit aus. Dirks wendet sich gegen Machtpolitik im Namen von Idealen, auch der „christlichen Religion“, ganz allgemein. Heers Stoß zielt ausschließlich auf die deutsche Konzeption von Politik und Kirche, die mit dem ottonischen System identisch ist.

Das „eigentümliche Deutsche“

Für Heer bedeutet die Lechfeldschlacht den eigentlichen Beginn dieses Systems, der Reichskirche. Das „eigentümliche Deutsche“ bildet die Grundlage der deutschen Politik bis ins 19. Jahrhundert. Hinter ihm stehe eine besondere Art von Machtglauben. „Dieser wurzelt, in seiner letzten Tiefe, in einem Mißtrauen der wüsten Welt gegenüber. Die Welt ist voll von Feinden, ja Teufeln, voll Widerstand, Unruhe, Unfrieden... Diese Erfahrung der heillosen Welt stürzt den Deutschen immer wieder in zwei Versuchungen, in die Versuchung eines verzweifelten Manichäismus: die Welt ist zerteilt, zerspalten bis in den Wurzelkern hinein, in wenige Gottesfreunde und viele Teufelsknechte — durch ein verzweifelt Beten und durch ein korrespondierendes verzweifelt Tun, einen hektischen Aktionismus, ist dieser Lage... zu entfliehen. Zum anderen, die Versuchung eines verzweifelten Pelagianismus: der Mensch ist frei, total frei, allen Winden und Wettern ausgesetzt, er kann sich nur behaupten durch ein Überherrschen des ‚Menschenmaterials‘, durch ein freies Schalten und Walten mit den Elementen der Natur, der Chemie, der Politik. — Deutscher Manichäismus und deutscher Pelagianismus sind die Kehrseiten einer Medaille; psychologisch färbt sich das aus in einer eigentümlichen Verbindung von Minderwertigkeitsgefühl und Überhebung, von Sentimentalität und Brutalität, soziologisch in dem eigentümlichen Zusammenwirken staatsfrommer Theologen mit aktionistischen Politikern, in der Arbeitsteilung und im geheimen und offenkundigen Bündnis der Geistesarbeiter, Dichter, Professoren, die freiwillig verzichten auf eine Mitgestaltung der gesellschaftlichen und irdischen Verhältnisse, um in ihrem Geisterreich geistreich und sehr arm den Männern der Macht und Aktion zu dienen.“ Das Ottonische „ist der deutsche Versuch einer concordantia catholica“, einer Überwindung der deutschen Weltflucht und Weltsucht.

„Dieses deutsche Heilswissen ist, wie die deutsche Heiligkeit, bereits damals nicht unwidersprochen geblieben.“ Heer zeigt das am Schicksal des hl. Bruno von Köln (1870 heiliggesprochen), Karls des Großen und Ulrichs von Augsburg, der „nicht in seiner Originalfassung akzeptiert wurde, in der welt- und gottfrohen Schilderung seines Lebens durch seinen Freund und Mitarbeiter Gerhard, sondern erst nach Vorlage eines typischen Klischees, das ein dritter Nachfolger, Bischof Gebhard, zur Kanonisation vorlegen mußte“. „Diese deutsche Heiligkeit war, wie man es ausgedrückt hat, der Kirche zu ‚weltlich‘.“

Aus diesem deutschen Heilsglauben ist nach Heer die mittelalterliche Ostkolonisation erwachsen. Ottos I. Auftrag lautete: *Gentes ultra Albim et Salam jugo Christi subdendos.* — „In der Maßlosigkeit dieses Anspruches“, so kommentiert Heer, „offenbart sich die eigentümliche Schwäche des eben erst in innerer Integration befindlichen Deutschen, eine Schwäche, die bedingt ist durch die eigentümliche Stärke dieser Deutschen. War Gott nicht mit ihnen?“ „Dieses sehr junge Erlebnis der Stärke, der inneren Kraft . . . schuf mit jene Kontaktlosigkeit, ja Kontaktunfähigkeit, jenes Nichtverständnis für andere Welten, andere Völker, die nunmehr charakteristisch prägen wird die deutsche Außenpolitik. Dem eben erst seines Heils gewiß gewordenen Deutschen erschien es ganz undenkbar, daß Gott auch mit anderen Karten spielen könne.“

Diese einseitige Konzeption macht Heer mitverantwortlich für das Scheitern der ottonischen Ostpolitik und die ihr eng verbundene Slawenmission. Sie scheiterte, „und das sollte uns heute nach 1945 zu denken geben, weil die spirituellen, religiösen, geistigen und seelischen Kräfte der deutschen Kirche gar nicht der Aufgabe einer Christianisierung der Welt des Ostens gewachsen waren“. „Wenn das deutsche Volk seinen eigenen Osten wiedergewinnen will, dann wird das legitim und geschichtsmächtig wirksam erst möglich sein, wenn die inneren mentalen, spirituellen und allgemeinemenschlichen Beziehungen zu den anderen Ostvölkern, vor allem zu den Slawen, grundlegend revidiert werden und wenn aus dem eigenen inneren Potential geistige und spirituelle Kräfte geweckt werden, die im guten Sinne bindend, integrierend, konstruktiv einwirken können in die Welt des Ostens . . . Diese Kräfte fehlen heute noch, so scheint es . . .“

Heer betont ausdrücklich, daß er das Tragische an den Ostmissionsversuchen nicht so sehr im Einsatz weltlicher und rein politischer Machtmittel sieht als vielmehr im „völligen“ Fehlen der notwendigen inneren geistigen und religiösen Kräfte. Tragisch: denn es gab bereits damals eine monastische Renaissance, die alle Voraussetzungen zur Entbindung dieser Kräfte mitbrachte. Sie wurde aber im deutschen Raum abgewiesen, weil sie mit dem *Mos Patrum*, „mit der welt- und gottfrohen Feierkultur, mit der Statik der älteren Klostersippen, die in engster Beziehung mit ihren weltlichen adligen Genossen standen, nicht vereinbar war“. „Das waren keine unehrenhaften Motive — eine Dynamik, ein spiritueller Elan ließ sich aber damals und im folgenden Jahrtausend aus diesen geruhsamen Klosterherren nicht entbinden.“

Heers Ausführungen sind eine Warnung, zu glauben, „große geschichtsmächtige Schlachten müssen im Außenraum geschlagen werden“. „Heute, im Beginn des Atomzeitalters, sind alle starken Geister, alle Menschen, die sich nicht durch falsche Furcht und falsche Hoffnung selbst täuschen, des Wissens, daß die geschichtsmächtigen Schlachten im Innenraum der Völker, der Person, geschlagen werden müssen — und daß es gilt, in großer Geduld neue Formen für die notwendigen Auseinandersetzungen der immer sehr andersartigen Menschen in der einen Welt zu finden.“

Christentum und Kultur haben etwas miteinander zu tun

Gegen die von Dirks und Heer entwickelten Thesen wendet sich Otto Mauer. Mauer versucht zunächst im Gegen-

satz zu Heer von den geschichtlichen Fakten her den Beweis zu erbringen, daß die Lechfeldschlacht mehr als eine Episode innerdeutscher Auseinandersetzungen war. „Die Ungarn waren kein christliches, sondern, als Ganzes gesehen, ein heidnisches Volk, und, nicht nur in diesem, sondern auch im zivilisatorischen Sinne, ein barbarisches Volk, als sie vor Augsburg erschienen . . .“

Mauer greift die Position von Dirks auf: das im Naturrecht verankerte Recht, seine arteigene Kultur im Falle des Angegriffenseins zu verteidigen, aber er führt sie gegenüber Dirks erheblich weiter. Für ihn haben Christentum und Kultur etwas miteinander zu tun. „Wir verstehen heute, daß nicht alle Heiden Barbaren und nicht alle Barbaren Heiden sind. Aber wir lassen uns nicht ausreden, daß es nicht Heiden gibt, die Barbaren sind, weil sie Heiden sind, und Heiden, die deshalb aufgehört haben, Barbaren zu sein, weil sie Christen wurden.“ — Genau das zeigt das Beispiel der Ungarn. Sicher ist Kultur noch nicht Christentum und Christentum ist mehr als Kultur. „Man kann gläubig werden, wenn man Barbar ist, aber man kann nicht Barbar bleiben, wenn man gläubig wird.“ Das Christliche schafft immer an einer Kultur als bestimmende Kraft mit.

Was bedeutet das aber für das Christentum? — Sicher nicht, daß die Kirche untergeht, wenn eine christliche Zivilisation zusammenbricht. Für das Glaubensleben allzuvieler aber ist ein solcher Vorgang gleichbedeutend mit dem Zusammenbruch des Glaubens. „Wenn die Machtzeichen, die Burgen Gottes, zusammenbrechen, wenn die Realisationen im Bereich des Glaubens, im Bereich der Institutionen einer Kultur verschwinden, was für ein Zusammenbruch in den Seelen der Einfältigen, die wie Thomas sehen wollen, um glauben zu können. Die Vielen suchen jederzeit einen manifesten Gott und verstehen das Kreuz nur als eine befristete Prüfung, nicht als Dauerzustand, als Struktur des Daseins.“ Daher folgert Mauer: „Der Zusammenbruch der konkreten Symbiose zwischen Kirche und Kultur schärft nicht nur den Glauben zur Reflektiertheit in wenigen, er erschüttert ihn in den Vielen zur Verzagtheit und zum Zweifel.“

Wenn Schneider den Blick ausschließlich auf den „Einzelnen“ richtet, wenn Dirks eindringlich auf die notwendige Unterscheidung zwischen „Glaube“ und Kultur hinweist, wenn Heer an die „Person“ als den entscheidenden Faktor im Verhältnis von Christentum und Welt appelliert, dann glaubt Mauer doch fragen zu müssen: „Existiert Christentum im luftleeren Raum?“ Mauer verwirft durchaus nicht die Positionen von Dirks und Heer, er erkennt nur nicht ihre ausschließliche Gültigkeit an. Denn die Kirche ist auch die Kirche des fleischgewordenen Wortes. Sie existiert nicht beziehungslos neben den Völkern. „Es ist eine reine Häresie, daß Christentum lediglich eine Sache des Einzelnen sei.“ Glauben, Gott lieben kann sicher nur der Einzelne, er allein kann heilig oder unheilig sein, er kann gerettet oder verworfen werden. „Aber die Kirche ist kein Agglomerat aus Einzelnen, kein aufgeschütteter Sandhaufen; und eine Zivilisation, die von Christen getragen wird, kennt nicht nur die Kultiviertheit des einzelnen christlichen Gewissens, sondern zeigt Institutionen und Objektivierungen der Kultur, die vom Christlichen her geprägt sind.“ Niemand könne daher verlangen, daß die Kirche überall und in allen Völkern die „kleine Herde“ in der Diaspora sei, nur damit Kirche und Zivilisation nicht verwechselt werden.

In welcher Hinsicht kann „der Glaube mit dem Schwert verteidigt werden“?

Mauer geht noch einen Schritt weiter. Er sagt: Bei Augsburg wurde nicht nur unsere christliche Zivilisation verteidigt, sondern der Glaube selbst, die Kirche. Das Herrenwort: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“, beziehe sich auf die Gesamtkirche, nicht auf die Kirche in Deutschland oder in einem anderen Lande. „Die Kirche des lebendigen Gottes, die Jesus als seine Gegenwart unter den Menschen in die Welt hineingestiftet hat, ist eine sichtbare und leibhafte. Ihre Hierarchie kann verbannt und eingekerkert werden; aber ohne Hierarchie keine Kirche. Ihre Priester, die allein konsekrieren und von Sünden absolvieren können, können vertrieben oder terrorisiert werden. Ohne Sakrament keine Kirche. Das freie Wort des Evangeliums kann behindert, ja unhörbar gemacht werden.“ Der Glaube kommt aber vom „Hören“.

Gewiß, sagt Mauer, man kann als Christ im Feuer der Verfolgung Martyrer und Bekenner werden. Aber man kann auch schwach werden und abfallen. „Wir wissen heute, was Verfolgung heißt: Massenabfall der Schwachen, soziale Vernichtung der christlichen Familien, Konzentrationslager für Bekenner und Aktivisten...“ Auf Grund dieser Tatsachen, folgert Mauer, gibt es nicht nur ein subjektives Bewußtsein, den Glauben zu verteidigen, sondern auch ein objektives Recht dazu. Trotz der Worte Jesu, die den Frieden verkünden und den Friedfertigen seligpreisen, hat der Christ das Recht dazu, „sich die Freiheit des Gottesdienstes für sich und die kommende Generation zu wahren; er hat die moralische Freiheit, jene sichtbaren Institutionen zu schützen, die ihm Evangelium und Kultur garantieren, so wahr das Heil mit Sakrament und festen Buchstaben und mit den physischen Personen der Priester verbunden ist. Das Evangelium hat dieses Naturrecht des Menschen auf Freiheit seiner Religion nicht aufgehoben.“

Die Bedrohung ist heute anders als vor 1000 Jahren

Mauer spricht konkret aus, was Heer nicht nennt und was Dirks wohl einbezieht, aber hinter dem ihm wichtiger erscheinenden Verhältnis von Christ und Heide „im Alltagsbereich“ zurücktreten läßt: die elementare Bedrohung durch die militante politische Macht des Bolschewismus. Mauer stellt den Unterschied zwischen dem unreflektierten, naiven Heidentum der Magyaren vor 1000 Jahren gegenüber der Dämonie dieses politischen Systems scharf heraus: „Man sage nicht, es sei dies (die Dämonie des Systems) eine Theologisierung nüchterner politischer, sozialer und wirtschaftlicher Ursachen und beileibe kein Teufelsspuk; man komme uns vor allem nicht mit dem Hinweis, daß der Christ seine Schlachten in der eigenen Brust zu schlagen habe und daß er das Böse seines eigenen Herzens nicht manichäisch in den äußeren Bereich eines

politischen Gegners projizieren dürfe.“ Der Hinweis auf die Parabel vom Splitter und vom Balken treffe die Situation ja gar nicht. Denn in unserem Falle handele es sich um Ideologien, die häretisch sind, und um Institutionen, die von ihnen beherrscht werden. „Das Gegenreich des ‚Gottes dieser Welt‘ besteht nicht nur aus Seelen, die sich ihm zur Verfügung gestellt haben, sondern auch aus Machtgebilden, die in seinem Dienste stehen.“ Die Ablenkung auf unsere private moralische Schwäche, das Wachhalten einer „selbstersetzenden Selbstkritik“, der „pausenlose Appell an unser schlechtes Gewissen“ ist nach Mauer nichts anderes als eine „raffinierte Finte des Teufels“, eben „weil sie so moralisch ist“.

Was Dirks in den Blick zu bringen suchte, die Pflicht zur „Unterscheidung“ auf Grund des geschichtlichen Abstandes, und zwar in bezug auf das oft allzu leichtfertig geschlossene Bündnis von Christentum und politischer Macht im Verlauf der Jahrhunderte, genau das gleiche unternimmt Mauer mit der Blickrichtung, nicht wie Dirks und Heer auf „den Christen“, sondern auf „die Heiden“, auf die im Verlaufe der gleichen Jahrhunderte in Ideologien festgewordenen Formen eines dämonisierten Heidentums. Die Bedrohung ist heute eine wesensmäßig andere als vor 1000 Jahren. (Darauf macht auch Albert Mirgeler in einem Beitrag zum „10. August 955“ im Augustheft von „Wort und Wahrheit“, S. 613, aufmerksam. Auch Mirgeler steht also einer ausschließlichen militärisch-politischen Kraftanstrengung skeptisch gegenüber, nicht nur wegen der unübersehbaren Gefahren der Vernichtung, die sie im Gefolge haben könnte, als vielmehr wegen einer anderen Gefahr: dem Prinzip der totalen Vernichtung zu verfallen. „Sie [die militärisch-politische Kraftanstrengung] könnte nur dann ein Gewinn sein, wenn mit der entscheidenden Auseinandersetzung gleichzeitig die Kultur eines dem technischen und totalitären Zugriff entzogenen Lebensraumes vorbereitet würde.“ Mirgeler zweifelt daran, ob bei den „heute den zivilen Bereich beherrschenden Gesichtspunkten der Wirtschaft und des Fortschritts“ diese Doppelaufgabe gelöst werden kann.)

Zwei Aspekte des gleichen Verhältnisses, wobei Heer und Dirks fast ausschließlich „den Christen“ anzusprechen (und verantwortlich zu machen) suchen in der Überzeugung, daß die Freiheit und Entscheidung christlichen Lebens an den jeweilig Einzelnen gebunden ist, Mauer hingegen, diesen „Einzelnen“ in die konkrete geschichtliche Situation der Institution Kirche und in die weltliche Zivilisation zurückruft und diese in Gestalt von Rechts- und Ordnungsgemeinschaften den Machtgebilden antigöttlicher Mächte gegenüberstellt. Mauer schließlich glaubt, auch im Zeitalter der immer stärker zusammenwachsenden Erde, an die besondere Mission Europas und des abendländischen Menschen, nämlich die Freiheit zu verkünden und zu leben, selbst dann, wenn es keine Christenheit mehr gibt: „einfach die Freiheit nach unserem Gewissen zu leben“. Und das ist eine Erbschaft des Christentums. ✓